

Dieser Band wurde umweltfreundlich gedruckt:

- auf 100% Recyclingpapier, FSC-zertifiziert mit dem Blauen Engel
- mit mineralölfreien Druckfarben ohne Isopropanol
- ohne Folie kaschiertes Cover
- uneingeschweißt



Umfassende Nachhaltigkeit in Bezug auf natürliche Ressourcen und soziales Miteinander ist Verlagskonzept: Strom und Gas für das Büro beziehen wir über Green Planet Energy, wir reparieren, statt neu zu kaufen, unser Bürobedarf ist ökologisch, und wir versuchen alle Arbeitsprozesse möglichst fair zu gestalten. Wir setzen uns ein für ein wertschätzendes und ressourcenschonendes Sein in Welt.

Anne Storch: Webmuster gewaltiger Landschaften

1. Auflage, Hiddensee: w_orten & meer, 2023

ISBN 978-3-945644-39-3

Korrekturat: Marianne Eppelt – worte-und-strategie.de

Coverbild: Joelle Vanderbeke – joellvanderbeke.com

Satz und Umschlaggestaltung: bureau zanko – zankoloreck.de

Druck: Oktoberdruck GmbH, Grenzgrabenstraße 4, 13053 Berlin

© w_orten & meer GmbH, Hiddensee 2023

Verlag für verbindendes diskriminierungskritisches Handeln

Süderende 86, 18565 Insel Hiddensee

kontakt@wortenundmeer.net

www.wortenundmeer.net

Anne Storch

Webmuster
gewaltiger
Landschaften

3

Feierabendziegel

Ich weiß immer noch nicht, wie es weitergehen wird. Nach wie vor keine Zeichen, und es regnet seit Tagen. Ich werde wohl oder übel weiter warten müssen, weil ich das erste Mal eine Metamorphose habe und noch nie zuvor verpuppt war. Ich schreibe daher einfach weiterhin tüchtig ins Notizbuch und empfinde außerdem auch eine zunehmende Zufriedenheit darüber, dass ich mir vor der Abreise einige Bücherregale in den Wagen habe einbauen lassen. Der alte Kombi hat noch ein Heck aus Holz, und die Frau in der Werkstatt war nach einer knappen halben Stunde Geschraube mit dem Akkubohrer fertig und zufrieden mit sich und dem Wagen. Jetzt sind die soliden Borde alle gut bestückt, und es ist immer noch genug zu lesen übrig, um einige weitere graue Tage gut zuzubringen. Ich habe sogar noch Platz für Erwerbungen. An diesem Vormittag habe ich durchaus erkannt, in welcher glücklicher Lage ich trotz allem doch bin.

Für Karlchen lässt sich das nicht mehr ohne weiteres feststellen, denn er bietet mittlerweile einen erbärmlichen Anblick. Sein Fell ist am Ende dieses Tages stumpf vom Dreck und er riecht muffig, weil er nicht mehr trocknet. Die großen Füße sind lehmverklebt und die Nase umrandet von getrocknetem Schlamm. Das Fell an den Ohren hat zu verfilzen begonnen und im Bart nisten Disteln. Es scheint

ihm selbst wenig auszumachen. Er entstammt zwar einer Sippe hochkultivierter Edelgeschöpfe, die mit wehenden Locken über rosenumstandene Rasenflächen zu schreiten verstanden, aber er selbst hatte das Schicksal, als kleiner Hund an eine mir im Übrigen nicht näher bekannte Familie gegeben worden zu sein, in der er zusammen mit einem alten Dackel leben musste. Vielleicht aus Sorge, erneut weggegeben zu werden, vielleicht aus Bewunderung für den neuen Freund, hatte er dort fast alle seine zugeschriebenen Verhaltensweisen aufgegeben und sich nahezu vollständig an den Dackel angepasst. Er hat seitdem seine Persönlichkeit so vollständig verändert, dass es ihm anzusehen ist: das dreckige Fell vom vielen Graben, der sonderbare Blick, das tote Eichhörnchen, das ihm halb aus dem Maul hängt, der ganze Habitus verraten seine Selbstaufgabe nur zu gut. Während er dann im Schlaf träumend mit seinen kuhhessigen Beinchen rudern zu meinen Füßen liegt und muffig stinkt, überlege ich noch, was aus einer solchen Geschichte zu gewinnen sei. War meine eigene Situation denn überhaupt eine andere?

In meinem Fachgebiet ist es stets von großer Bedeutung gewesen, wenigstens einmal im Jahr eine weite Reise mit dem Flugzeug zu machen. In den tropischen Gegenden, die jeweils das Ziel dieser Reisen waren, befanden sich nicht nur (auf widersprüchliche Weise) Orte abseits der eigenen Disziplin und ihrer Herrschaftssysteme, Orte der Begegnung, der Selbstverwirklichung und so weiter, sondern geschah auch ein Teil der fortbestehenden imperialen Formationen der Wissensproduktion, indem dort Daten gewonnen wurden, die später anderswo in eine Theorie umgewandelt werden sollten. Diese Orte, Felder der Forschung, waren oft Orte der Störung, der Prekarität und der Unsicherheit, postkoloniale Konstruktionen. Von dort brachten Forschende Erfolge zurück, die solide Laufbahnen begründeten. Dies änderte sich jedoch, als die Krise begann: Reise genehmigungen wurden entzogen, Flughäfen geschlossen, Konferenzen

abgesagt, Forschungspläne obsolet gemacht, und Brüchigkeit wurde zu einer Realität, die kurzzeitig Feld und Nicht-Feld verband und die Künstlichkeit des Konstrukts offensichtlich machte. Nicht, dass das etwas Neues gewesen wäre. Menschen überall auf der Welt hatte es schon länger Kopfzerbrechen bereitet.

Und so hatte ich seit einer Weile begonnen, andere Dinge zu tun, mit den Füßen im nassen Lehm ausgleitend, anstelle mit wehender Fahne über schöne Rasenflächen zu schreiten, die von Rabatten umgeben waren. Anstelle der von Zeitplänen eingehetzten Projekte und den mit äußerster Pünktlichkeit durchgeführten Reisen über den halben Globus verbrachte ich mein Leben mit Warten. Festsitzen, mich fragen, ob ich am richtigen Ort war, den Regen fallen sehen, muffig riechen, die Tage mit Spaziergängen auf alten Wegen verbringend, die Umgebung genauer betrachten, als ich es getan hätte, wenn alles klar gewesen wäre: Das sind die Dinge des Wartens, die zu jeder Bewegung, zu jeder Reise gehören, die außerhalb des Planmäßigen, des Projekts und des Umhetzten – mit anderen Worten: ohne dass wir über alles die Kontrolle hätten – stattfinden.

In den Stunden des Wartens an diesem Regentag fand ich Zeit, etwas zu lesen und darüber nachzudenken, was mich schon seit längerem interessierte, nämlich Kontingenz, die Möglichkeit, dass jede Ordnung prekär ist, dass auch dies vergehen wird. Kann ich nicht dort etwas Besseres finden, wo in der Brüchigkeit des fast Ruinierten noch Spuren dessen bestehen, das all das überdauert hat? Also wandte ich mich zunächst einem Stapel von Carlo Ginzburgs Werken zu, die ich schon immer mal wieder lesen wollte.

In einem der Bücher schreibt er über Puppen aus Wachs, Holz und Leder, die bei Begräbnissen französischer und englischer Herrsch*erinnen auf den Sarg gelegt wurden, und auch über das Totenbett, dessen Leere interessanterweise wie die Puppen auch die verstorbenen Herrsch*erinnen repräsentierte. Es geht dann weiter,

er beschäftigt sich mit Reliquien und der Verwandlung der Körper in etwas Sakrales, aber das ging mir in diesem Moment zu weit. In diesem Augenblick interessierte mich vor allem das leere Bett, das Ginzburg seinerseits aber nicht weiter zum Thema machte. Es interessierte mich als Moment und Zeichen, unabhängig von Herrsch*erinnenbestattungen und den damit verbundenen Ritualen, und jenseits des Fokus auf eine bestimmte Epoche. Was war mit diesem leeren Bett, wovon erzählte es, und was konnten die Menschen von diesem Bett aus liegend (und sterbend) sehen? Es ging mir also um den Blick auf den Ort, von dem aus geblickt wurde, und um das, was sich mir, als möglicher Stellvertreterin, dort darbot, von wo aus ich den Blick der Toten nachahmend nachvollziehen konnte.

Das leere Bett, aus dem der tote Körper bereits entfernt worden war, konnte bis vor wenigen Generationen nur für eine sehr kurze Zeitspanne die verstorbene Person repräsentieren, wenn wir einmal von Elitenbetten absehen wollen. Es wurde kurz darauf wieder von müden Körpern belegt. In den meisten Fällen war es noch nicht einmal die alleinige Schlafstätte der nun toten Person gewesen, sondern wurde geteilt mit anderen, die nun Überlebende waren. Für einen kurzen Zeitraum mögen zerdrückte Laken und verschmutzte Matratze, Strohschütte und Decken das Elend des Siechtums repräsentieren, und davon berichten, dass die Toten aus diesem Unglück erlöst und die das Bett nun womöglich Betrachtenden ihm weiterhin ausgesetzt waren. Wenn auch sie fort sind, vielleicht ausgezogen und ausgewandert, vielleicht ebenfalls gestorben und begraben, bleibt das leere Bett übrig als Repräsentation einer sozialen Gruppe, einer Schicht, aber immer auch der Vorstellung, ihre Art zu leben bald überwinden zu können oder dies längst vermocht zu haben. Das leere Bett der einfachen Leute wird dort, wo es gezeigt wird – beispielsweise in den Heimatkundemuseen, auf den Abbildungen in den sozialkritischen Reportagen des frühen zwanzigsten Jahr-

hunderts, in den Darstellungen der Provinz seit der Industrialisierung – wieder und wieder zur Repräsentation einer Idee von Fortschritt und damit auch der Abgeschlossenheit einer Vergangenheit, die wir hinter uns gelassen haben sollen.

Aber selbst wenn uns diese Bettstätten zu klein für die Körper derer sind, die sich heute mit ihnen lesend befassen mögen, zu unsauber und zugig erscheinen und sich die Art und Weise des Sterbens von jener der einfachen Leute (die aber den überwiegenden Teil der Bevölkerung gebildet haben dürften) jener vergangenen Zeit unterscheiden mag, stellte sich dennoch die Frage, was eigentlich genau wir dort hinter uns gelassen haben, und ob es sich wirklich so verhielt.

Nachdem ich eine Tasse Kaffee getrunken hatte, nahm ich ein anderes Buch zur Hand. Es war der Bericht von Alexander Graf Stenbock-Fermor über die deutsche Landbevölkerung von 1931. Auch dieses Buch hatte ich schon lange lesen wollen. »Nur wenige Weber«, schrieb er, »treiben ihr kümmerliches Handwerk im Eulengebirge. Die Zeit wird sie ausrotten. Aber ihre Vergangenheit wird noch lange Spuren zeigen.«³⁰ Damit meinte Stenbock-Fermor die Art, in der sich provinzielle Proletari*erinnen weiterhin als Ausübende ruinöser vorindustrieller Tätigkeiten und als ruinierte Zugehörige regionaler Gruppen und Lebensweisen betrachten ließen, aber auch die Art, in welcher sich bereits zum Zeitpunkt seiner Reise zu den Armen der Provinz, 1930, der Faschismus und damit eine neue, noch ruinösere Ordnung unter ihnen ausbreitete. Die Dauer des furchtbaren Un-Vergangenen durchzieht nahezu alle Beschreibungen verarmter Gemeinschaften in der deutschen Provinz in Stenbock-Fermors Reisebericht. Indem er so etwas wie einen Trauergesang, ein Lamento, einen Psalm singt, fügt Stenbock-Fermor

30 Stenbock-Fermor 2016: 84.

eine traurige Beschreibung zur anderen. Dabei scheint er regelrecht fixiert auf die Darstellung der Wohnungen und insbesondere der Schlafstätten der Armen, die in alten Häusern, welche dem Verfall preisgegeben sind, vegetieren müssen:

»Wir besuchen ein kleines baufälliges Haus mit fünf Zimmern. Hier wohnen 30 Personen. [...] Als Schlafraum dient die Bodenkammer, in der man nur gebückt stehen kann. Drei Betten sind für acht Menschen vorhanden. In den Betten liegen vier einfache Strohsäcke ohne Laken. In dem Bett, in dem nachts vier kleine Kinder schlafen, befindet sich der Abort (ein einfaches Loch in die Jauche-grube) [...] In der Bodenkammer wimmelt es von Wanzen. Das morsche durchlöchernte Dach lässt kalte Winde, Schnee und Regen hineindringen. Die Bewohner wachen im Winter oft in ihren Betten unter einer Schneedecke auf.«³¹

»In der schmalen, niedrigen Dachkammer – durch die Luke fällt trübes Licht hinein – liegt der Mann auf dem zerwühlten Bett. Er ist von der Nachtschicht gekommen. Keine Decken, sondern graue Lumpen bedecken seinen Körper. [...] Nebenbei sind noch einige Dachverschläge, Schlafstellen für Schlepper ohne Familie. Das sind Löcher, in die man mit Mühe hineinkriechen kann.«³²

»Schlafkammer, gleichzeitig Holzspeicher. Bett für vier Kinder. Im Winter kleiden sich die Kinder nie aus.«³³

»Die Wohnung besteht aus Wohnküche und zwei winzigen Kam-mern. In der einen Kammer zwei Betten. Im ersten Vater und Mut-ter, im zweiten die 22-jährige Tochter. In der anderen Kammer drei Betten: im ersten der kranke Sohn, im zweiten zwei Söhne von 24 und 25 Jahren, im dritten eine Tochter. Die Säuglinge schlafen in

31 Stenbock-Fermor 2016: 17.

32 Stenbock-Fermor 2016: 46.

33 Stenbock-Fermor 2016: 102.

Waschkörben. Über den Betten die rohen Balken und unverschaltete Dachziegel. Nasse Wände und morsche Dielen.«³⁴

Die lange Liste des Elends setzt sich in den Kapiteln des Buches, wie auch in den anderen Sozialreportagen jener Zeit, fort. Sozialkritische Anklage und voyeuristische Zudringlichkeit zugleich berichten sie vom Elend der Marginalisierten, deren Beschreibung in vielerlei Hinsicht der Beschreibung der Kolonisierten in anderen Teilen der Welt gleicht. Das Zählen der Kinder, die Hinweise auf ungewöhnliche Ernährungsgewohnheiten wie das Essen von Hunden und Katzen, die Beschreibung der archaischen und desolaten Wohnstätten, die vielfachen Hinweise auf üblen Geruch und körperlichen Niedergang, mangelnde Moral und vollständig fehlende Handlungsmacht sind nicht nur wesentliche Motive in Stenbock-Fermors Text, sondern, nur in leicht abgewandelter Form, auch Topoi des rassistischen Imperialismus ebenso wie des Klassismus.³⁵ Zunächst mag diese Verbindung widersinnig erscheinen. Die Korbflecht*erinnen und Schanzenbind*erinnen, Spielzeugschnitz*erinnen, Handweb*erinnen, Handstick*erinnen, Schuhheimarbeit*erinnen, Christbaumschmuckarbeit*erinnen, Bergarbeit*erinnen und Holzarbeit*erinnen, die nach dem Ersten Weltkrieg zu den Verarmten ländlicher Regionen zählten, waren zuvor ebenso wie die Bewohner*erinnen anderer ländlicher Regionen in vielen Teilen Europas in imperiale Formationen (und zunehmend auch in bestimmte Zuschreibungen) integriert, in welchen es ihnen gelang, vom Kolonialismus durchaus zu profitieren.³⁶ In Ortschaften wie Helmbrechts in Franken, die Gegenstand von Stenbock-Fermors Bericht sind, produzierten Hausweb*erinnen im neunzehnten Jahrhundert Ponchos für südamerikanische Märkte, Schärpen für Kund*innen in Afgha-

34 Stenbock-Fermor 2016: 114.

35 Mishra 2021: 64, 74.

36 Fowler 2021.

nistan und im Osmanischen Reich und Gebetsteppiche, die nach Persien exportiert wurden.³⁷ Mit dem Niedergang vor- und früh-industrieller Produktionsorte setzte jedoch eine Form der Verarmung ein, welche die Betroffenen mehr und mehr einer fernen Vergangenheit zugehörig erscheinen ließ, vormodernen Lebenswelten und geistig unbeweglich: »die Zeit wird sie ausrotten«, schrieb der Stenbock-Fermor über die schlesischen Web*erinnen im Jahr 1930. Der Allochronismus, das Verorten des kolonialen Anderen in einer Vergangenheit, der ich selbst schon lange nicht mehr angehöre und der ich mich bestenfalls im Museum vergegenwärtige (Mittelalter, Feudalzeit), trifft nicht nur die Objekte kolonialer Ethnographie, wie Johannes Fabian³⁸ dargelegt hat, sondern auch diejenigen, die in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg den Vorstellungen von der weißen Überlegenheit nicht mehr zu entsprechen in der Lage sind. Während die ländlichen Armen sich nicht mehr darauf verlassen konnten, einer Gemeinschaft anzugehören, in welcher religiöse Praktiken wie die Nächstenliebe und Diakonie einen halbwegs verlässlichen Wert besaßen,³⁹ wurden sie in den sich mit ihnen befassenden Texten und auf den Bildern, die von ihnen angefertigt wurden, zu mittelalterlichen Gestalten, die lediglich noch als Objekte der Beschreibung taugten.⁴⁰ In seinem Essay über das Gedenken an den Ersten Weltkrieg kommt Pankaj Mishra zu einem interessanten Schluss: »das Weißsein, das angesichts der wirtschaftlichen und sozialen Ungewissheit vor dem Beginn des Ersten Weltkriegs erstmals zur Religion wurde«,⁴¹ barg bereits zum Zeitpunkt seiner Entstehung eine enorme Porosität in sich. Mishra verwendet den Begriff der Religion auf ironische Weise, aber zugleich finde ich das sehr demaskierend. In

37 Oberfränkisches Textilmuseum Helmbrechts.

38 Fabian 2002 [1983].

39 Fränkisches Spitalmuseum Aub.

40 Adorno 2003.

41 Mishra 2021: 81.

Frage gestellt wurde die totalitäre Ordnung, die er impliziert, jederzeit dadurch, dass das »Gleichgewicht in Europa [...] lange Zeit und in parasitärer Weise auf dem Ungleichgewicht andernorts« basierte. »Letztlich jedoch konnten Asien und Afrika nicht auf Dauer sichere und ferne Schauplätze der Eroberungskriege des späten 19. und des 20. Jahrhunderts bleiben. Am Ende bekamen auch die europäischen Völker die massive Gewalt zu spüren, die man Asiaten und Afrikanern so lange angetan hatte. Wie Arendt warnte, entfesselt Gewalt, die ›um der Gewalt willen‹ eingesetzt wird, ›einen Zerstörungsprozess, der zum Stillstand erst kommen kann, wenn nichts mehr übrig ist, das nicht vergewaltigt wäre.«⁴² Das schließt auch die Konstruktion der monströsen Anderen⁴³ unter den Bewohn*erinnen der proletarischen Provinz Deutschlands um 1930 ein, als Stenbock-Fermor diese Regionen und ihre Bewohn*erinnen besuchte und beschrieb. Die Abwehr des Elends in solchen Quellen scheint extrem, vermutlich weil dieses Elend, um mit Mishras ironischer Metapher zu argumentieren, ein Sakrileg darstellen musste.

Stenbock-Fermors Bericht bleibt dennoch ein interessantes Dokument der Sozialkritik, auch wenn die Sprache dieses Dokuments verräterisch ist. Ebenso verräterisch, wenngleich auf andere Weise, ist die bereits erwähnte fast zwanghafte Beschäftigung mit den Schlafstätten der provinziellen Proletari*erinnen: In den alten, verfallenden Häusern ist alles verkehrt, alles in Auflösung. Die Wände sind feucht, Körper tuberkulös, Holz faulig; das Bett ist den Elementen preisgegeben und der Mensch darin allem, was in seiner Gegenwart parasitär vom ihm lebt und ihn gemeinsam mit Kälte, Feuchtigkeit und Dreck zerstören wird. Im Bett liegen immer ganze Gruppen

42 Mishra 2021: 79.

43 Lezra 2014.

dem Verderben Ausgesetzt,⁴⁴ leben Parasiten und Ratten, und um das Bett herum herrscht miasmatischer Gestank, der es regelrecht einzukapseln scheint.

Das Warten lässt Ausflüge jederzeit zu und so haben wir am Vormittag das Hotel verlassen und frische Luft geschnappt. Das Bett war jetzt leer.



Es stand in einer Dachkammer und war, so lange alles noch bewohnt und in Betrieb gewesen ist, die Schlafstätte von Hilfskräften der Ziegelei. Es roch ein wenig nach Staub und trockenem Lehm. Auch um das Bett herum war es leer. Kein Mensch wohnte hier, denn das Bett stand in einem Museum.⁴⁵ Es war Teil der Ausstellung einer Ziegelei und durfte nicht berührt werden. Ich legte mich neben das Bett und blickte. Ich sah gekratzte Verzierungen im Lehmputz, ein unverschaltetes Ziegeldach, ein Regal mit einer Ausstellung handgestrichener Dachziegel.

44 Im Grunde war es bis vor kurzem in den meisten Gesellschaften Europas nicht ungewöhnlich, zu mehreren ein Bett zu teilen (Fischer 2017).

45 Odenwälder Freilandmuseum Gottersdorf.

Die Ziegel auf dem Dach und in den Regalen waren alle nicht einheitlich geformt, Zieg*lerinnen hatten sie vor langer Zeit gestrichen, Stück für Stück. Jeder trug die Spuren der Zieg*lerinnenfinger, der Kraft der Daumen und der Gewohnheit der Bewegungen. Die Bretchen, auf denen die Ziegel vor dem Brand zum Trocknen abgelegt wurden, haben ihre Unebenheiten hinterlassen, Spuren.

Nahezu alle Häuser im Museum waren mit diesen handgestrichenen Ziegeln gedeckt, durchweg Biberschwänze, die eine schöne Rhythmik und eine abwechslungsreiche Melodie auf den kleinen Dächern ergaben. Das Museum zeigte fast ausschließlich die Häuser der einfachen Leute; es gab ein Armenhaus, mehrere Tagelöhn*erinnenhäuser, ein Schäf*erinnenhaus. Die Gebäude und ihre Einrichtung waren bescheiden und ärmlich. Einige, wie etwa ein Tagelöhn*erinnenhäuschen aus dem sechzehnten Jahrhundert, müssen zum Ende hin ihren Bewohn*erinnen nur noch notdürftig Obdach geboten haben.⁴⁶ Das Museum lag in einer Gegend, in der diese Gebäude noch bis zur Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts bewohnt oder doch zumindest in Verwendung befindlich waren, weil sie lange Zeit arm gewesen ist. Viele sind im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert ausgewandert. Theodor W. Adorno berichtet in den Erinnerungen an seine Kindheit im nahen Amorbach von den alten Dingen, die in Gebrauch geblieben waren und den Lebensweisen der ihm genügsam und vernünftig erscheinenden Bewohn*erinnen.⁴⁷ In den Gebäuden im Museum verschiebt sich die Ebene der Repräsentation. Das Bett ist ein Bett, neben das ich mich legen kann, um zu wissen, was der Mensch, der darin geschlafen hat und dort möglicherweise auch gestorben ist, gesehen hat. Er hat ein unverschaltetes Ziegeldach gesehen, und weil ich dieses Ziegeldach auch sehen kann, bin ich in der Lage, zu zweifeln und mir etwas anderes auch noch

46 Landesstelle für Museumsbetreuung Baden-Württemberg 2018.

47 Adorno 2003.

vorzustellen. Denn dort überdauert, unbeachtet von der Beschreibung der Armut und auch den Akteur*innen der Macht und der Religion, Zeichen an Zeichen, Manifestation an Manifestation. Den Blick nach oben, zu den Ziegeln gerichtet, können wir erkennen, welche Formen der Repräsentation auch noch gegolten haben und welches Maß die Ausgrenzung deshalb auch noch hatte und hat. »Aber ihre Vergangenheit wird noch lange Spuren zeigen«, schreibt Stenbock-Fermor. Ich begann mit der Spurensuche, den in eine andere Richtung heftig strebenden Pudel an der Leine hinter mir her ziehend.

Die im Museum wieder aufgebaute Ziegelei hat sich einmal am Rand des Orts Unterschwarzach befunden, wo sie 1788 erbaut worden war, in einer Zeit, in der viele kleine derartige Betriebe entstanden. Adam Stumpff, ein Bäcker, hat sie gegründet, möglicherweise, um sich einen verlässlichen Nebenverdienst zu sichern. Die Ziegelhütte besitzt zwei kleine gemauerte Öfen, die unter der Erdoberfläche liegen. Davor ein Stapel Ziegel, daneben einige Klafter Brennholz. Innen Werkzeug zur Ziegelproduktion, oben Reihen hölzerner Trockenregale und Schlafplätze für die Ziegelknechte. Ein bescheidenes Wohnhaus für die Familie ist nachträglich angebaut worden. 1901 wurde die Hütte stillgelegt.

Die kleine Ausstellung zeigt Fundstücke aus der aufgegebenen Hütte: eine tönerner Mineralwasserflasche, eine Kupfermünze, ein mit der Angabe »1788« versehener Ziegel, der der erste in der neuen Ziegelei gefertigte gewesen sein dürfte und wohl genau deshalb beschriftet worden ist. Neben der Tür hängt ein Plakat mit der Reproduktion einer Allegorie des achtzehnten Jahrhunderts, neben der ein Zitat angebracht ist: »Wenn die Ziegler kumme, / muß die Welt brumme, / Kumme die Ziegler net, / brummt die Welt aa net. – Spruch der Odenwälder Ziegler aus Buchen, überliefert von Max Walter.« Zieg*lerinnen waren vor allem Wanderarbeit*erinnen, die dort, wo sie hinkamen, die Randgebiete besetzten.

Vor der Gründung kleiner dörflicher Ziegeleien, und auch noch lange danach und abgesehen von den wenigen schon im Mittelalter gegründeten Klosterziegeleien,⁴⁸ wurden Zieg*lerinnen engagiert, um dort zu ziegeln, wo Ziegel benötigt wurden, wenn etwa ein Haus gebaut oder eine Scheune neu eingedeckt werden musste. Die Zieg*lerinnen waren dann die meiste Zeit im Jahr unterwegs, üblicherweise vom Josefstag (dem 19. März) zum Gallustag (dem 16. Oktober), um dort zu arbeiten, wo es Aufträge für sie gab. Wenn die letzten Ziegel einer Saison oder einer Baustelle später als zum Gallustag gebrannt wurden (oder schon vor dem Josefstag begonnen worden war), war auch dies eine Angabe auf dem Ziegel selbst – vielleicht dem letzten Stück, das gestrichen wurde – wert. Karl Hillenbrand⁴⁹ beispielsweise berichtet von einem Dachziegel aus Ittersbach mit der Aufschrift »Dies ist der letzte Ziegel im Jahr der 19. Oktober 1875 KWD ledig.« Der Zeitpunkt des Kommens und Gehens der Zieg*lerinnen war, mit anderen Worten, verlässlich und jedwede Abweichung davon bemerkenswert. Auch der Ort ihrer Tätigkeit war in der Regel genau vorbestimmt: Die Zieg*lerinnen blieben außerhalb des Orts, wo sich die Lehmvorkommen befanden und auch die Flächen, auf denen im Feldbrand oder in Meilern die Ziegel gebrannt werden konnten. Die Distanz der Zieg*lerinnen zu den sesshaften Einwohn*erinnen des Orts wird häufig damit begründet, dass ihr Handwerk mit Brandgefahr verbunden war und so die Orte vor Funkenflug und Feuer geschützt werden konnten: »Der Ausstoß von Rauch und Ruß galt den Besitzern von stroh- oder schindelgedeckten Gebäuden als allgegenwärtige Bedrohung. Deshalb mussten die Fertigungsbetriebe und Ziegelhütten außerhalb arbeiten, oft mehrere hundert Meter von der Stadtmauer entfernt. Veranschaulicht man sich, dass es in kleineren Städten und im länd-

48 Zoller 2008. Zoller et al. 2007.

49 Hillenbrand 1970: 322.

lichen Gefüge noch um das Jahr 1800 einen hohen Anteil vor allem an Strohdächern gab, so wird klar, dass ein über Wochen rauchender und brennender Ziegelofen Angst machte.«⁵⁰

Angesichts der Häufigkeit jedoch, mit der Städte ihre Einwohnerinnen zur Deckung ihrer Dächer mit Ziegeln zu verpflichten suchten, ist die distanzierende Behandlung der Zieglerinnen, die oft auch nicht in den Häusern des Orts, sondern beim Vieh oder in Scheunen untergebracht wurden,⁵¹ durchaus bemerkenswert. Die kleine Liste, die Karl Baeumerth, Gerd J. Grein und Manfred Neusel präsentieren, illustriert eindrucksvoll, wie sehr das Wachsen der Städte und Dörfer die Feuergefahr schon im vierzehnten Jahrhundert gesteigert hatte und wie versucht wurde, sich nach verheerenden Stadtbränden mit Verordnungen wieder und wieder gegen die Strohdächer und andere Weichdecker vor solchen Katastrophen zu schützen. Anordnungen zum Eindecken mit Ziegeln ergingen in »Frankfurt a.M. 1386, 1418; Seligenstadt 1423; Mörlenbach 1459; Worms 1498; Seeheim 1551; Wolfskehlen 1560; Bickenbach 1563; Gernsheim 1571; Hochheim a.M. 1590; Reinheim 1603/04; Weinheim 1615/17; Gießen 1648; Bensheim 1656; Walldürn 1730; Birkenau 1734.«⁵² Dennoch, ihrer großen Bedeutung für die Sicherheit der Häuser und Städte zum Trotz, blieben die Zieglerinnen abgesonderte und wenig geachtete Leute. Edmund Bernt bietet dafür eine Erklärung an: »[D]as Ansehen eines Handwerkers richtete sich lange Zeit nach der Wertigkeit des verwendeten Rohstoffs. Ein Kannengießer arbeitete mit teurem Zinn, der Kürschner mit edlen Pelzen, der Waffenschmied fertigte für Adel und Bürger aus teurem Stahl – sie alle verarbeiteten kostspieliges Material. Ein Ziegler dagegen bearbeitete nur den wertlosen und allgegenwärtigen Lehm. So galt

50 Bernt 2003: 33.

51 Baeumerth, Grein & Neusel 1977: 5.

52 Baeumerth, Grein & Neusel 1977: 5.

das Handwerk des Ziegelbrenners deshalb lange Zeit als unrein und nieder. Und das nicht etwa deshalb, weil der Ziegler gebückt und mit schmutzigen Händen arbeitete, sondern weil der Wert des verwendeten Materials nichts galt. Aus diesem Grund war der Beruf zunftfrei und es gab, obwohl das Zieglerhandwerk eine mehrjährige Lehre erforderte, keinen Meistertitel. Somit gehört das Fertigen von Ziegeln zu den so genannten geringen Handwerken. [...] Ziegler waren Vorstädter, die oft in der Gemeinschaft mit Grobschmieden, Hafnern, Seifensiedern oder Gerbern in vorgelagerten ›Gewerbegebieten‹ lebten und arbeiteten.«⁵³

Die Lage der Ziegeleien erzählt weiterhin von ihrer Aussonderung; Lettkaut, Laamekaut, Leimkaut⁵⁴ sind Toponyme, die Orte weit außerhalb der alten Ortskerne bezeichnen. Aber auch die Abwesenheit von Namen ist ein Zeichen. In der Reichenbacher Chronik notiert der Pfarrer Martin Walther zum Ende des Jahres 1599 »[a]ls Dienstags, den 4 Decembris 1599, die Reichenbacher ihr Haingericht gehalten und Konrad Hoilin, Keller zu Schönberg, auch darbei, hat er ihnen ein Rathaus zu bauen zugemutet.«⁵⁵ Walther beschreibt auch, wer das Rathaus baut und welche Arbeiten durchgeführt werden. Auskünfte über die Herstellung der Ziegel oder auch nur die Beauftragung der Zieg*lerinnen, oder gar Angaben ihrer Namen, ihrer Präsenz, fehlen.

53 Bernt 2003: 33.

54 Diese drei Toponyme bezeichnen allesamt Lehmgruben. Lettkaut kommt von Althochdeutsch *letto* ›Lehm, Ton, schwerer Boden‹ (<https://www.dwds.de/wb/Letten>), Laamekaut oder Leimkaut hingegen leiten sich von Althochdeutsch *leimo* ›Ton, Lehm‹ (<https://www.dwds.de/wb/Lehm>) ab.

55 Kunz & Lizalek 1983: 11.